



## Einführung „Spirituelle Grundlagen“

erstellt von Georg Bergner

Der Text „Spirituelle Grundlagen für Pastorale Räume im Erzbistum Hamburg“ wurde vom Pater Andreas Schönfeld SJ erstellt, der als geistlicher Berater den Prozess der Bildung Pastoraler Räume auf der Bistumsebene begleitet. Der im März 2012 nach längeren Beratungen vorgestellte Text versucht, die Bildung Pastoraler Räume unter der Frage zu beleuchten, welche Art von Spiritualität und welche geistlichen Grundhaltungen für das Gelingen von Kirche unter den Vorzeichen unserer Zeit hilfreich sein können. Er unternimmt eine „spirituelle Tiefenbohrung“, die sich aus der geistlichen Theologie und den Quellen der christlichen Mystik speist. Bewusst richtet sich der Text daher zunächst an Priester, Diakone, hauptamtliche Pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sowie an theologisch versierte Ehrenamtliche (5)<sup>1</sup>.

Ziel dieser kleinen Einführung ist, die Grundgedanken P. Schönfelds in kompakter Form zusammenzufassen. Bei diesem Vorhaben können verständlicherweise feinere Abwägungen und Nuancen, sowie die Reichhaltigkeit des dargebotenen vertiefenden Materials nicht angemessen dargestellt werden. Eine (auch abschnittsweise) vertiefende Lektüre der „Spirituellen Grundlagen“ bleibt daher in jeder Hinsicht empfehlenswert.

### 1. Die Ausgangssituation

Die Kirche steht vor verschiedenen Herausforderungen. Das gesellschaftliche Umfeld hat sich den letzten Jahrzehnten verändert. Mit einer zunehmenden Individualisierung und Technisierung ist die Akzeptanz für gemeinschaftlich getragene Lebens- und Glaubensentwürfe und damit auch für Religionsgemeinschaften geschwunden. Waren in der „Volkskirche“<sup>2</sup> eine religiöse Erziehung, die Teilnahme an den Sakramenten, eine Vertrautheit mit den Grundsätzen der christlichen Lehre und der Glaubenspraxis für einen großen Teil der Bevölkerung selbstverständlich, erfordert die aktive Zugehörigkeit zur Kirche heute fast überall ein bewusste Entscheidung. Glaubenswissen kann genauso wenig selbstverständlich vorausgesetzt werden, wie der Zugang zu einer traditionell weitergegebenen Praxis für das Gebet, den Gottesdienst und die Traditionen der Kirche. Da wir uns in der Kirche also nicht mehr auf eine „selbstverständliche“ und zuweilen oberflächliche Weitergabe des Glaubens verlassen können, ist es notwendig, den Einzelnen gezielt im Glauben zu stärken (19). Dabei kann es nicht allein um eine Information über den Glauben gehen, oder um eine bloße Teilnahme an bestimmten Gottesdiensten und Veranstaltungen. Es geht vielmehr um eine geistliche Vertiefung. Wer im persönlichen

<sup>1</sup> Die Zahlen in Klammern verweisen jeweils auf die Seitenzahl des Textes, hier also S.5.

<sup>2</sup> Mit „Volkskirche“ wird in der Regel die Kirche als gesellschaftstragende Institution verstanden, zu der weitgehend alle Menschen in einem bestimmten sozialen Umfeld gehörten. Das kirchliche Leben wurde gesellschaftlich mitgetragen und gestaltet. Der Einzelne wuchs in eine Tradition und kirchliche Gemeinschaft hinein. Klassische volkskirchlich-katholische Merkmale sind z.B. der sehr hohe Gottesdienstbesuch, die mit hoher Selbstverständlichkeit kirchlich gestalteten Etappen des Lebensweges (Taufe, Erstkommunion, Trauung, Ehejubiläen, Beerdigungen etc.), die gesellschaftlich wichtige Stellung der Geistlichen oder das katholische Vereins- und Verbändewesen. Als klassisch volkskirchlich geprägte Zeit werden gemeinhin die 50er und 60er Jahre in Deutschland verstanden.

Glauben eine Verwurzelung gefunden hat und diesen Glauben als lebensstiftend und erfüllend erfährt, wird ihn auch zeitgemäß leben können (11).

Dieses Anliegen steht in einem Spannungsverhältnis zur kirchlichen Wirklichkeit. Diese stellt sich in ihrer Sozialform häufig eher „volkskirchlich“ dar. Es geht dabei um eine große Zahl von kirchlichen Gottesdiensten und Dienstleistungen, die trotz abnehmender Priesterzahl geleistet werden sollen, um Feste und Feierlichkeiten, um Gruppen und Kreise, traditionelle Gebetsformen, Brauchtum etc ... P. Schönfeld geht es ausdrücklich nicht darum, diese kirchliche Realität durch eine „elitäre“ Kirche von wenigen geistlich Gebildeten zu ersetzen. Eines der wichtigsten Stichworte Schönfelds, das sich im gesamten Text immer wieder findet, lautet „**Integration**“. Dieser sehr vielfältig verwendete Begriff meint, angewandt auf das eben beschriebene Spannungsverhältnis von individueller Glaubensförderung und volkskirchlich geprägter Kirche, eine Verbindung beider Anliegen. Traditionelle Formen des Glaubenslebens und gewohnte Elemente der pastoralen Arbeit sollen nicht abgeschafft, sondern in ihrer geistlichen Qualität vertieft werden (8). „Integration“ ist aber noch mehr: Sie fordert eine Haltung der Weite, die bereit ist, unterschiedliche Strömungen, Interessen, unterschiedliche geistliche Intensität und Ausrichtung zuzulassen (z.B. 8). Der Dienst des Priesters und der Hauptamtlichen Mitarbeiter wird im Bezug zum Pastoralen Raum wesentlich auch ein Dienst der „Integration“ sein (31–32, 38–39).

Damit ist ein weiteres Stichwort für die Kennzeichnung der Ausgangslage gefallen. Wieder geht es um ein Spannungsfeld, das sich für die nächste Zukunft abzeichnen wird. Im Prozess der Bildung Pastoraler Räume geht es um eine Veränderung der kirchlichen Struktur. Aus mehreren bisherigen Pfarreien entsteht eine Sozialform von Kirche vor Ort, die sich durch ein Zueinander verschiedener Glaubensorte (Gemeinden und Orte kirchlichen Lebens) charakterisieren lässt. Derzeit ist das kirchliche Leben vor allem „gemeindlich“ orientiert und speist sich aus dem Bild der „Pfarrgemeinde“ mit einer möglichst umfassenden Angebotsstruktur und entsprechenden Anforderungen an Priester, Diakone und Pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Schönfeld sucht nach Möglichkeiten, spirituelle Handlungslinien für die Ermöglichung einer Pastoral in Pastoralen Räumen zu finden (z.B. 25). Sie werden im Weiteren noch näher beschrieben.

## **2. Persönlich glauben**

Spiritualität (geistliches Leben) ist in erster Linie kein Tun, sondern eine Grundhaltung (13). Wenn wir als Christen glauben, dass Gottes Geist wirkt und für jeden zugänglich ist, der sich Gott zuwendet, ist ein spirituelles Leben für jeden möglich. Es stammt aus einem tiefen Vertrauen auf Gott, der mein Leben in seine Liebe einbettet. Diese Haltung lässt den Glauben wachsen und reifen und gibt dem einzelnen eine Gelassenheit gegenüber den Dingen, die von außen auf ihn zukommen (8–9). Ein geistlicher Mensch lebt, so Schönfeld, aus der trostreichen Erfahrung der Nähe Gottes (14, 52), er hat eine Vorstellung von einem geistlichen Lebensziel auf das hin er sein Handeln befragen kann und sieht sich in der Nachfolge Christi, die ihn zum Ausbau der Freundschaft mit Christus und zum Handeln in seinem Namen befähigt (14–15).

Ein Hauptproblem unserer Zeit, so Schönfeld, liegt darin, dass wir auch als Christen häufig in „getrennten Welten“ leben: Es gibt große, häufig ausschließlich „weltliche“ Bereiche (Arbeit, Freizeit, Gesellschaft, Ferien, Familie ...) und daneben kleinere religiöse Ecken

(Sonntagsmesse, Tischgebet, besondere Feiern im Kirchenjahr, Besinnungstage) (12). Gottes Wirken ist aber übergreifend zu verstehen. Jesus Christus vereint alle Gegensätze in sich, der Hl. Geist ist universal. Die Kunst einer **zeitgemäßen Spiritualität** liegt darin, religiöse Erfahrung und Welterfahrung miteinander zu verbinden (11, 18, 20, 36). In besonderer Weise empfiehlt Schönfeld dabei eine kontemplative Grundhaltung (16–17, 52) und deren Einübung in den entsprechenden Gebetsformen (16–17, 49–50).

Ein wesentliches Anliegen Schönfelds ist die spirituelle Förderung des Einzelnen (11, 18, 44) durch eine **mystagogische Pastoral** (37–38, 41). Damit ist eine Form der Seelsorge gemeint, die Einzelne, wie auch Gemeinschaften auf dem Weg einer verinnerlichten Gottesbeziehung begleitet, so dass diese im Lebenskontext wirksam werden kann (42–43). Es geht um eine „Kirche der persönlich Glaubenden“ (7). 3

### 3. Spiritualität in Gemeinschaft

Keimzelle aller gemeinschaftlicher Spiritualität sind Personen, die als geistliche Menschen im eben beschriebenen Sinne leben. Zwischen ihnen entsteht eine „**glaubensmystische Solidarität**“ (15), in gewissem Sinn ein Übereinstimmen im Anliegen der Gottsuche und durch ein geistliches Tun. Eine solche Solidarität ist „katholisch“, d.h. umfassend, weit und durchbricht die Tendenzen zur Abgrenzung gegenüber bestimmten Frömmigkeitsformen oder Gruppenidentitäten (15–16, 24). Das Anderssein, so Schönfeld wird nicht als trennend, sondern als „identitätsstiftend“ für den eigenen Glaubensweg erfahren. Es entsteht eine Solidarität aus dem Glauben, die eine Vielfalt der Glaubenswege zulässt (25).

„Integration“ unterschiedlicher Zugangsweisen und ausdrücke des gelebten Glaubens wird somit eines der wichtigsten Merkmale von Leitung und geistlicher Führung, gerade in einer Übergangszeit wie dem Bildungsprozess Pastoraler Räume (24, 31, 44–45).

In Bezug auf die Pastoral wird aus dieser Haltung eher das „Sein“ des Menschen (und der Gruppe), weniger das „Tun“ wichtig. 4

### 4. Pastoraler Raum

Die Solidarität der einzelnen Glaubenden erfährt im Pastoralen Raum ihre organisatorische Ausweitung zu einer Solidarität, einer „*communio*“ von Gemeinden, Gruppen und anderen Orten des kirchlichen Lebens (25). Dabei können neben den Kerngemeinden auch alternative Sozialformen des Christlichen ihren Platz finden. Ein Pastorkonzept beschreibt Eigenheiten und Verbindungen der einzelnen „Träger“ innerhalb des Pastoralen Raums (26). Das Konzept folgt dabei nicht dem Gedanken einer möglichst flächendeckenden pastoralen „Versorgung“, sondern richtet sich nach Kontexten, Milieus und möglichst überprüfbaren Zielen (26). Es steht dabei unweigerlich in Spannungsverhältnissen, die sich nicht auflösen

<sup>3</sup> Mit „Volkskirche“ wird in der Regel die Kirche als gesellschaftstragende Institution verstanden, zu der weitgehend alle Menschen in einem bestimmten sozialen Umfeld gehörten. Das kirchliche Leben wurde gesellschaftlich mitgetragen und gestaltet. Der Einzelne wuchs in eine Tradition und kirchliche Gemeinschaft hinein. Klassische volkscirchlich-katholische Merkmale sind z.B. der sehr hohe Gottesdienstbesuch, die mit hoher Selbstverständlichkeit kirchlich gestalteten Etappen des Lebensweges (Taufe, Erstkommunion, Trauung, Ehejubiläen, Beerdigungen etc.), die gesellschaftlich wichtige Stellung der Geistlichen oder das katholische Vereins- und Verbändewesen. Als klassisch volkscirchlich geprägte Zeit werden gemeinhin die 50er und 60er Jahre in Deutschland verstanden.

<sup>4</sup> Zur Überprüfung und Befragung der geistlichen Ausrichtung einer gemeinschaftlich gelebten Spiritualität im Rahmen des Pastoralen Raumes bietet P. Schönfeld auf S. 52–54 einen Fragenkatalog an. Anregungen aus der geistlichen Tradition finden sich in einer Zitatensammlung auf S. 54–56.

lassen (27-30). Eine Priorisierung der Anliegen ist unabdingbar, wenn die pastorale Arbeit nicht an einer

Unerfüllbarkeit der Ansprüche oder sogenannten „double-binds“<sup>5</sup> Schaden nehmen soll (31, 39). In diesem Zusammenhang kann eine gemeinsam geteilte Vision hilfreich sein, um die entstehenden Schwierigkeiten und Widerstände in der Bildung und Gestaltung der Pastoralen Räume zu verarbeiten (35). Schönfeld plädiert dafür, die Mangelercheinungen (den „Untrost“) der Kirche heute als geistliche Herausforderung zu deuten (37) und die entstehenden (auch personellen) Mängel nicht durch verdeckende kompensatorische Maßnahmen auszugleichen (39).

Um zu verantwortlichen Priorisierungen und zur Gestaltung pastoraler Arbeit zu kommen, empfiehlt P. Schönfeld das Instrument der „**Geistlichen Unterscheidung**“.

In Entscheidungsprozessen wird somit bewusst nach dem Willen Gottes gefragt (individuell und gemeinschaftlich) (32). Als Unterscheidungskriterium gilt die Erfahrung geistlichen Trostes bzw. Untrostes, sowie die je größere „Vernunftsregung“ (33, 37, 48).

Maßgeblich für die Pastorale Arbeit bleibt die **Sicherung einer geistlichen Qualität**, besonders für die Mitarbeitenden (31). In einer zunehmend durch „Multitasking“ geprägten Arbeitskultur ist ein geistlicher und ausgleichender Lebensstil lebensnotwendig (34f.).

Schönfeld empfiehlt auch Priestern und anderen Hauptamtlichen eine Spiritualität, die sich aus der Kontemplation speist, der aktiven pastoralen Arbeit aber den Vorzug gibt. Ziel muss es bleiben, Arbeit und Gebet zusammenzuführen. Spiritualität soll „integrativ“ sein. (40)

Stand: 14. November 2012

---

<sup>5</sup> Unter einem „double-bind“ versteht Schönfeld die verführerische Form der Nichtfestlegung von Prioritäten, die laut Schönfeld in einem „religiösen Funktionalismus“ mündet (39): z.B. „Wir setzen auf Familienkatechese, aber führen natürlich unsere bewährten anderen Katecheseformen weiter“.